

DAS WUNDER DES VERBS

CATHRINE FABRICIUS-HANSEN



Rede anlässlich der Verleihung des
Konrad-Duden-Preises der Stadt Mannheim
am 10. März 2004

Dudenverlag

Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

*Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
lieber Hans-Werner Eroms, liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren!*



In meiner Studienzeit, im Herbst 1964, verbrachte ich auf Veranlassung meines Lehrers, PROFESSOR GUNNAR BECH an der Universität Kopenhagen, drei Wochen als „Belegsammlerin“ (-exzerpistin) in der Dudenredaktion. Es war um die Zeit herum, als das Institut für Deutsche Sprache, das in diesem Jahr sein vierzigstes Jubiläum feiert, gegründet wurde. Dass ich über die Jahre regelmäßig nach Mannheim wiederkehren würde, war damals nicht vorauszusehen – und dass ich 40 Jahre nach meinem ersten Aufenthalt den Konrad-Duden-Preis, von dem ich damals zum ersten Mal gehört habe, entgegennehmen darf, schon gar nicht.

Ich bedanke mich bei der Stadt Mannheim und beim Dudenverlag für diese große – m. E. unverdiente – Ehre und bei meinem Laudator für seine rühmenden Worte. Einen Dank auch an die vielen hier versammelten Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich im Laufe der Jahre zusammengearbeitet habe. Wäre dieser enge Kontakt nicht gewesen, würde ich die heutige Festveranstaltung nicht von diesem Platz aus erleben! Vielen Dank auch für die wunderbare Musik, die mich für eine Weile vergessen ließ, dass ich einen Vortrag zu halten habe.

Ich studierte in Kopenhagen Linguistik (mit Schwerpunkt Deutsch). So hieß das Magisterstudium, und so nannte ich es auch selber – bis mich jemand fragte, was das denn sei – ob es mit Gymnastik zu tun habe (übrigens eine nicht ganz abwegige Frage). Ich ging dann sinnvollerweise dazu über, mein Studium als Sprachwissenschaft zu bezeichnen. Meistens fiel dann sofort die Frage, wie viele Sprachen ich denn beherrsche. Und wenn ich, die ich kein Sprachgenie bin, vorsichtig andeutete, dass es nicht unbedingt darum gehe, so viele Sprachen wie möglich zu beherrschen, man könne sich doch auch aus einer abstrakteren Perspektive einfach dafür interessieren, wie (die) Sprache oder eine Einzelsprache wie Deutsch überhaupt „funktioniere“, sah ich meistens nur verständnislose Gesichter. Höchstens wurde eingeräumt, dass es sicher auch spannend sein könne, den Ursprung der Wörter und Wortverwandtschaften zu studieren. – Seitdem versuche ich Fragen zu meinem Fach eher aus dem Wege zu gehen.

Ich erzähle das nicht hier, um mich über Nichtspezialisten lustig zu machen: Ihre Fragen sind berechtigt und verlangen eine Antwort. Dass man als Fachperson nicht imstande ist, adäquate Antworten zu geben, ist kein Fehler der Fragenden. Meine Erfahrungen bestätigen aber, was der dänische Sprachwissenschaftler LOUIS HJELMSLEV 1943 in seiner *Grundlegung der Sprachtheorie* gesagt hatte: „Die Sprache will übersehen werden.“ Sie ist ein Instrument, dessen wir uns als Sprachteilhaber/-innen bedienen, um Ziele zu erreichen, die ganz außerhalb der Sprache liegen, und über dessen „Natur“, dessen wesentliche Eigenschaften, die wenigsten normalen Sprachbenutzer lange grübeln – Rechtschreibungs- und Korrektheitsfragen ausgenommen. Vor diesem Hintergrund ist das Unverständnis, mit dem der normale Mensch oft Sprachwissenschaftlern begegnet, durchaus verständlich und natürlich. Nach ROBERT MUSIL müssten wir eigentlich dankbar sein, solange das Unverständnis nicht in Misstrauen und Feindseligkeit übergeht:

Ungemein viele Menschen fühlen sich heute in bedauerlichem Gegensatz stehen zu ungeheuer viel anderen Menschen. Es ist ein Grundzug der Kultur, daß der Mensch dem außerhalb seines Kreises lebenden anderen Menschen aufs tiefste mißtraut, also daß nicht nur ein Germane einen Juden, sondern auch ein Fußballspieler einen Klavierspieler für ein unbegreifliches und minderwertiges Wesen hält. Schließlich besteht ja das Ding nur durch seine Grenzen und damit durch einen gewissermaßen feindseligen Akt zu seiner Umgebung [...].¹



Was nun das Thema meines Vortrags betrifft, so heißt es unter dem Stichwort *Verb* z.B. im Duden Universalwörterbuch ganz prosaisch:

Lat. *verbum* = [Zeit]wort, eigentlich (Aus)spruch: *flektierbares Wort, das eine Tätigkeit, ein Geschehen, einen Vorgang oder einen Zustand bezeichnet; Tätigkeits-, Zeitwort.*

Der Begriff wird dabei dem Fachbereich Sprachwissenschaft zugewiesen. Beispiele sind *lieben, trinken, gehen, sehen, blitzen.*

Anderswo erhält man die ergänzende Information, dass das lat. Wort *verbum* seinerseits das griechische Wort *rhêma* ‚Aussage‘, ‚Ausspruch‘ übersetzt.

Da klingen Formulierungen wie die folgenden, die von HANS JÜRGEN HERINGER stammen, schon poetischer oder anregender:

- ♣ Das Verb (das Prädikat) „ist die Seele des Satzes“.²
- ♣ „Das Verb ist, wie wenn man in einem dunklen Zimmer das Licht anknipst.“

Ein paar weitere Aussagen zum Verb:

- ♣ „Alle Sätze haben eine Perspektive. Schnittpunkt für die Perspektive ist das Verb.“³
- ♣ „Das Verb und das Wichtigste kommen am Ende eines Satzes.“⁴
- ♣ „In unsren Sprachen erkennt man die Einheit des Satzes am flectirten Verbum; so viele flectirte Verba da sind, soviel sind Sätze vorhanden.“⁵ (WILHELM VON HUMBOLDT)

Die verschiedenen Charakterisierungen – das Verb als etwas Flektierbares (etwas, dessen Form in systematischer Weise variiert), das Verb als Tätigkeits-, Zeit- oder Aussagewort, das Verb als „Seele“ des Satzes – erfassen alle etwas Wichtiges, aber jeweils Verschiedenes an der Erscheinung Verb.

Fangen wir mit der Seele an: Ohne Seele sind wir nichts – und erst das Verb macht den Satz lebendig, macht den Satz zum Satz. Wenn ich z.B. *Tierwärter – Kind – Wolf* sage, können Sie recht wenig – oder sehr Verschiedenes – damit anfangen. Die drei können ganz unterschiedliche Verbindungen eingehen.

Nenne ich hingegen ein Verb wie *zeigen*, so haben Sie gleich eine ganze Szene vor Augen („Das Verb ist, wie wenn man in einem dunklen Zimmer das Licht anknipst.“): Zum *Zeigen* (im konkreten Sinne) gehören eine bestimmte Bewegung mit der Hand, eine Person, die diese ausführt, eine zweite Person, für die die Bewegung gemacht wird, und ein Drittes, auf das die zweite Person durch die Bewegung aufmerksam gemacht werden soll: das Verb als Tätigkeitswort. Und um aus dem Tierwärter, dem Kind und dem Wolf einen Satz zu machen, brauchen Sie ein Verb.

Sie werden sich bei den beiden Sätzen *Der Tierwärter zeigte dem Kind einen Wolf* und *Der Tierwärter zeigte dem Wolf das Kind* sicherlich auch zwei ziemlich verschiedene Situationen vorstellen: Das Verb verlangt, dass die Person, der etwas gezeigt wird, und das Gezeigte jeweils im

Dativ („Wemfall“) und im Akkusativ („Wenfall“) stehen – mit dem Kasus tauschen der Wolf und das Kind die Rollen –, ohne ihren Platz im Satz zu tauschen. Mit einem Satz wie *Der Tierwärter zeigte den Wolf das Kind* hätten Sie wiederum Deutungsschwierigkeiten – wenn Sie überhaupt versuchen würden, ihn zu deuten, und ihn nicht einfach als falsch zurückweisen würden.

Dieses „grammatische Programm“ des Verbs spielt als zuverlässige Orientierungshilfe eine zentrale Rolle bei der Sprachverarbeitung, d. h. für das Verstehen: Experimente, die am Leipziger Max-Planck-Institut für neuropsychologische Forschung ausgeführt wurden, zeigen, dass man rasend schnell grammatisch falsche Sätze „verwirft“, während inhaltlich abweichende oder merkwürdige Sätze erst nach einer Weile als solche „entlarvt“ werden. Das würde bedeuten: Die Grammatik steuert die Deutung, und wenn gravierend gegen sie verstoßen wird, schaltet sich das Verstehen – oder das Deuten – aus. Das gilt allerdings in Laborexperimenten. Im alltäglichen Sprachgebrauch ist man als Gesprächspartner/-in zweifellos viel kooperativer.

Unsere Toleranz gegenüber sog. Abweichungen auf der inhaltlichen Ebene, unsere allgemeine Kooperationsbereitschaft, unsere Suche nach sinnstiftenden Zusammenhängen bilden die Voraussetzung für den kreativen Gebrauch der Sprache, dem wir nicht zuletzt in der belletristischen Literatur begegnen. Und es geht dabei nicht selten gerade um das Verb – dass es zwar grammatisch korrekt verwendet wird, die „Rollenträger“ jedoch für Überraschung sorgen – sehr oft mit dem Effekt der Personifizierung. Ein Beispiel aus HERTA MÜLLERS Essay *In jeder Sprache sitzen andere Augen* (auch das ein schönes und sehr treffendes Bild!):

Einmal nahmen zwei Männer vom Geheimdienst gleichzeitig ihre Pelzmützen ab, als sie in die Fabrik kamen, um mich zu drangsalieren. Als die

*Hüte gezogen waren, standen die Haare auf beiden Kopfmitten struppig nach oben. Das Hirn hatte die Haare hochgestellt, um den Kopf zu verlassen – ich sah es, es hockte in der Futterseide.*⁶

Die Verben *hochstellen*, *verlassen* und *hocken* verlangen alle eine bewusst handelnde Person als Subjekt – und drücken deshalb in diesem Fall dem Hirn diese Rolle auf.

Weil die Rollenzuordnung im Deutschen z. T. durch Kasus angezeigt wird, kann man die Reihenfolge der Rollenträger variieren, ohne das Verständnis zu gefährden. In Sprachen ohne Kasus – z. B. im Englischen oder Norwegischen – ist die Rollenverteilung z. T. an die Wortstellung gebunden. Deshalb – und weil ihnen das relevante Wissen fehlt – verstehen sehr viele unserer Studierenden im ersten Semester einen Satz wie

„Ein Genie auf der Geige“, nannte sie ihr Lehrer Herbert von Karajan.

falsch, auch wenn ihm die Überschrift „Anne-Sophie Mutter – ein Weltstar“ unmittelbar vorangeht: Sie übersehen die Kassussignale und deuten in Übereinstimmung mit dem grammatischen Programm norwegischer Verben den Satz im Sinne von „Ein Genie auf der Geige nannte sie (Anne-Sophie Mutter) ihren Lehrer Herbert von Karajan.“



Das Verb hat im Deutschen eine besonders faszinierende Spezialität, die u. a. für die Rollenverteilung wichtig ist: So genannte Verbzusätze (Partikeln oder Vorsilben), mit denen von einem einzelnen Verb eine Reihe anderer Verben gebildet werden kann: *schreiben, beschreiben, verschreiben, zerschreiben, aufschreiben, ausschreiben, anschreiben, überschreiben, vorschreiben*. Sehr oft ist damit eine Umschichtung der Rollen verbunden, die als eine Umperspektivierung aufgefasst werden kann. (Ich erinnere an die eingangs erwähnte Charakterisierung: „Alle Sätze haben eine Perspektive. Schnittpunkt für die Perspektive ist das Verb.“)

Nehmen wir als einfaches Beispiel die drei Verben *erben, beerben* und *vererben*. Sie beschreiben in gewissem Sinne ein und denselben Vorgang, der drei Rollen involviert: ein Erbe (das, was geerbt wird, die Erbschaft), einen Erben (die Person, die erbt) und die Person, von der der Erbe etwas erbt. Aber die Perspektive ist bei *beerben* und *vererben* anders als bei *erben*: Interessiere ich mich in erster Linie für JOHANN SEBASTIAN BACH, so kann ich z. B. sagen:

Johann Sebastian Bach hat seinen Söhnen seine Musikalität vererbt.

Geht es mir um die Söhne, würde ich eher sagen:

Die Bach-Söhne haben die Musikalität des Vaters geerbt.

Und muss das, was die Söhne geerbt haben, nicht erwähnt werden, steht das dritte Verb zur Verfügung:

Die Bach-Söhne haben ihren Vater beerbt.

Interessiert man sich hingegen gerade für das Erbe, so ist eine reflexivische Konstruktion angemessen:

Die Musikalität des Johann Sebastian Bach vererbte sich auf seine Söhne.

Auch von Substantiven (Gegenstandswörtern) und Adjektiven (Eigenschaftswörtern) lassen sich mithilfe von Vorsilben – oder auch ohne irgendwelche Zusätze – Verben bilden: *aufgabeln, zukorken, beantragen, jetten, schauspielern, googeln – verschönern, aufheitern, einschüchtern, abmagern, ausnüchtern* usw. Aufgrund der Freizügigkeit der Wortbildung ist die Menge der möglichen Verben in der Tat unendlich groß – und die Möglichkeiten der feinen Differenzierungen und Perspektivierungen sind gleichfalls unendlich. Es wäre in dem Zusammenhang an eine Aussage Wilhelm von Humboldts zu erinnern:

Das Wort macht zwar nicht die Sprache aus, aber es ist doch der bedeutendste Theil derselben, nemlich das, was in der lebendigen Welt das Individuum. Es ist auch schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt, was eine andre durch Ein Wort ausdrückt. [...] Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten.⁷

Das Deutsche hat hier auf jeden Fall ein ungeheuer reiches, für Ausländer kaum erlernbares Repertoire an Möglichkeiten, die auch spielerisch eingesetzt werden können, wie in der folgenden Glosse aus LUISE PUSCHS Büchlein *Das Deutsche als Männersprache* (1984):

Angehübscht

*In Nordrhein-Westfalen hat es sich **ausgehübscht**. Justizministerin Inge Donnepf tritt im Dezember zurück, und dann gibt es keine Frau mehr in der NRW-Regierung.*

Die Frauen in Nordrhein-Westfalen, die nun wieder von einer ausgewogenen

Männerriege regiert werden, wurden von Ministerpräsident Rau und dem SPD-Fraktionsvorsitzenden Denzer getröstet, „die nächstes Jahr zu bildende Mannschaft für den Wahlkampf werde gleich mit mehreren Frauen angehübscht sein“. So wörtlich in der Neuen Westfälischen vom 5.10.83. [...]

*Das an- in **angehübscht** hat es mir **angetan**! Ein **angefressenes** Blatt ist noch ziemlich intakt, ein **angelesenes** Buch noch lange nicht **ausgelesen**. Und eine wenn auch **angehübschte** Mannschaft bleibt im Kern, wie und was sie sein soll: eine Mann-schaft.*



Selbstverständlich kann man nicht über das Verb im Deutschen reden, ohne auch auf dessen Stellung im Satz einzugehen. Das Deutsche ist ja geradezu dafür berüchtigt, dass das sog. Vollverb oder Hauptverb – d.h. das Verb, um das es einem hauptsächlich geht, das Verb, das die „Szene“ entwirft – seinen eigentlichen Platz am Ende des Satzes hat. (Ich erinnere an die Aussage „Das Verb und das Wichtigste kommen am Ende eines Satzes“.) Dies gilt bekanntlich grundsätzlich für sog. Nebensätze – aber auch für selbstständige Sätze, wenn das Vollverb z.B. in einer zusammengesetzten Zeitform mit einem sog. Hilfsverb verbunden ist, das dann die Personalendungen trägt, d.h. wie in der folgenden, dem Roman *Mann ohne Eigenschaften* entnommenen Aussage:

*Ein großer Entdecker **hat**, als man ihn einmal befragte, wie er es anstelle, daß ihm so viel Neues eingefallen sei, darauf **geantwortet**: indem ich unablässig daran dachte.⁸*

Sogar wenn das Vollverb, weil es selber die Personalendung trägt, im selbstständigen Satz vorne steht, kann am Satzende ein trennbarer Verbzusatz „gestrandet“ sein, der zum Verb gehört und dessen Bedeutung – und grammatisches Programm – mit beeinflusst. Ein Beispiel (der erste

Satz in der Legende *Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik* von HEINRICH VON KLEIST):

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Bilderstürmerei in den Niederlanden wütete, traf^{en} drei Brüder, junge in Wittenberg studierende Leute, mit einem vierten, der in Antwerpen als Prädikant angestellt war, in der Stadt Aachen zusammen.

MARK TWAIN hat sich im Essay *The awful German language* über diese Eigenheiten des deutschen Verbs lustig gemacht. Seine Formulierung ist zu bekannt, um hier nochmals zitiert zu werden. Weniger bekannt, aber nicht weniger witzig ist die Charakteristik, die der um die Jahrhundertwende 1900 lebende norwegische Autor NILS KJÆR (1870–1924) im Essay *Schillers Schwiegermutter* liefert. Der Erzähler ist in einem Antiquariat in Weimar auf eine Abhandlung über SCHILLERS Schwiegermutter gestoßen. Er hat sich bisher über Schillers Schwiegermutter keine Gedanken gemacht, will sich aber jetzt über dieses wichtige und hochinteressante Thema informieren, kauft das Buch und schlägt es nun erwartungsvoll auf:

So lang und umständlich ist also die Wissenschaft. Ich starrte über unwegsame Moorstrecken deutscher Dozentenprosa hinweg; ich versuchte ein Verbum aufzuscheuchen, das ganz unten auf der nächsten Seite unter einem Gebüsch verwelkter und lang gestreckter Nebensätze sein Nest eingerichtet hatte; ich kämpfte mich tapfer zu einer einsamen hoch gelegenen Jahreszahl hervor, die straff und preußisch wie ein Kilometerstein regulierter Zuverlässigkeit in der Einöde dastand. – So mühsam und dornig ist also die Wissenschaft. (meine Übersetzung)⁹

Ausländer fragen sich manchmal, wie Deutschsprachige mit der sog. Satzklammer und dem ständigen „Warten auf das Verb“ überhaupt leben kön-

nen. Man darf aber davon ausgehen, dass Muttersprachler sich mit dem Erwerb ihrer Muttersprache im Allgemeinen auch die Verarbeitungstechniken und -gewohnheiten aneignen (müssen), die dieser Muttersprache angemessen sind – und dazu gehört, was das Deutsche betrifft, u. a., dass man beim Lesen und Hören eben nicht ganz passiv auf das Verb wartet. Man versucht vielmehr vom Satzanfang an auf der Grundlage dessen, was dem Verb vorangeht, möglichst schnell zu erraten, welches Verb oder wenigstens welcher Verbtyp im gegebenen weiteren Zusammenhang dazu passen könnte. Das heißt, man bemüht sich sozusagen, dem Verb zuvorzukommen. Manchmal gerät man dabei auf Holzwege – aber meistens geht es gut: Das Zimmer ist nicht mehr ganz dunkel, wenn das Verb am Satzende das Licht anknipst.

Im Zusammenhang mit der Satzklammer kommen die Regularitäten des Rollenhefts und das „grammatische Programm“ des Verbs voll zum Tragen. Betrachten wir wieder das Kleist-Beispiel:

*Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Bilderstürmerei in den Niederlanden wütete, **trafen** drei Brüder, junge in Wittenberg studierende Leute, **mit** einem vierten, der in Antwerpen als Prädikant angestellt war, in der Stadt Aachen zusammen.*

Sobald Sie das Wort *mit* hören oder lesen, werden Sie gewissermaßen auf das „gestrandete“ *zusammen* am Satzende zumindest als Möglichkeit eingestimmt, und diese Einstimmung wird durch das, was nachfolgt, nur verstärkt. Zum Schluss würden Sie das *zusammen* selber ergänzen, wenn es nicht dastünde. Das heißt, Sie haben es eigentlich verarbeitet, bevor Sie es hören oder sehen. Entsprechendes gilt für das Zitat aus dem *Mann ohne Eigenschaften*.

Das Arbeitsgedächtnis hat jedoch seine Grenzen. Das trifft auch auf das Gehirn zu, das auf den Umgang mit der deutschen Sprache „getrimmt“

ist. Mit diesen Grenzen spielt WOLFGANG HILDESHEIMER in seinen *Mitteilungen an Max*:

Wieder ist, wie du, lieber Max, wahrscheinlich bereits festgestellt hast, ein Jahr vergangen, und ich weiß nicht, ob es dir so geht wie mir: allmählich wird mir dieser ewigwährende Zyklus ein wenig leid, wozu verschiedene Faktoren, deren Urheber ich in diesem Zusammenhang, um mich keinen Unannehmlichkeiten, deren Folgen, die in Kauf zu nehmen ich, der ich gern Frieden halte, gezwungen wäre, nicht absehbar wären, auszusetzen, nicht nennen möchte, beitragen.¹⁰

Gemeint ist (strapaziös genug):

... allmählich wird mir dieser ewigwährende Zyklus ein wenig leid, wozu verschiedene Faktoren beitragen, deren Urheber ich in diesem Zusammenhang nicht nennen möchte, um mich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, deren Folgen, die ich, der ich gern Frieden halte, in Kauf zu nehmen gezwungen wäre, nicht absehbar wären.



Das Verb wird flektiert – konjugiert – gebeugt. Es hat Endungen, manchmal auch Änderungen im Stamm (Vokalwechsel), die bestimmte Funktionen erfüllen. Die sog. Personalendungen, die ganz am Ende des Wortes stehen (-e, -t, -st, -n in *ich lache, du lachst, man lacht, wir/sie lachen, ihr lacht*) haben wenig mit der Bedeutung des Verbs zu tun. Sie sagen aber etwas über das Subjekt, d.h. über den grammatischen Zusammenhang, aus und dienen deshalb wie der Kasus der Verbbestimmungen als Orientierungshilfe bei der Satzdeutung.

Verben beschreiben Handlungen, Vorgänge, Tätigkeiten (das Verb als Tätigkeitswort) – und diese spielen sich in der Zeit ab. Die Endung -te der

regelmäßigen Verben (*ich lachte* usw. verglichen mit *ich lache*) und der sog. Ablaut unregelmäßiger Verben (*ich fuhr* verglichen mit *ich fahre* usw.) signalisieren, dass von einer vergangenen Zeit die Rede ist. So erweist sich auch die Bestimmung des Verbs als Zeitwort als berechtigt.

Eine besondere und besonders faszinierende Finesse des deutschen Verb-systems stellt der Konjunktiv dar. Der Konjunktiv ist nicht nur ein beliebtes Thema Deutsch lehrender und lernender Ausländer – er scheint sogar den Muttersprachlern selber z.T. ein Rätsel zu sein. Die Zeit erlaubt es nicht, auf dieses Rätsel näher einzugehen. Das folgende Beispiel möge ge-nügen, um zu verdeutlichen, was der Konjunktiv u. U. leistet:

Nun erhob er [Einstein] gegen Bohrs Theorie „hundert Einwände“, meist schwieriger technischer Art, und er kritisierte energisch, daß Bohr voreilig die Erhaltungssätze und damit die Kausalität aufgegeben habe [...].¹¹

Der Konjunktiv (*aufgegeben*) *habe* nach *kritisieren* macht deutlich, dass der *das*-Satz etwas wiedergibt, was EINSTEIN kritisch über seinen Fachkollegen NIELS BOHR geäußert hat. Würde man den Konjunktiv hier durch den Indikativ ersetzen (... *und er kritisierte energisch, dass Bohr voreilig die Erhaltungssätze und damit die Kausalität aufgegeben hatte/hat*), so verschwindet dieser Effekt: Man muss den Nebensatz dann als Beschreibung einer Tatsache auffassen – oder eher: als Beschreibung von etwas, was der Verfasser der Einstein-Biografie für eine Tatsache hält, nicht infrage stellt. Um diesen Unterschied in einer Sprache ohne Konjunktivformen herauszubringen, braucht es mehr als eine winzige Endung.

Der Konjunktiv spielt im Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil eine wichtige Rolle, und zwar nicht nur stilistisch, sondern auch thematisch. An einer zentralen Stelle heißt es dazu:

Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz [...] ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. [...] Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven [...].

Meine Damen und Herren, ich muss abschließend gestehen, dass mein Möglichkeitssinn nicht ausgereicht hat, um zu erfinden, dass das geschehen könnte, sollte oder müsste, was an diesem Abend geschehen ist. Ich kann mir aber sehr wohl vorstellen, dass es auch anders sein könnte. Als Wirklichkeitsmensch, der ich immerhin auch bin, freue ich mich jedoch einfach darüber, dass es ist, wie es ist – und bedanke mich nochmals dafür.



-
- I ROBERT MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg 1968. S. 26.
- 2 HANS JÜRGEN HERINGER, *Lesen lehren lernen*. Tübingen 1988. S. 110.
- 3 JUDITH MACHEINER, *Das grammatische Varieté*. Frankfurt a.M. 1991. S. 19.
- 4 ebd.
- 5 WILHELM VON HUMBOLDT, „Über den grammatischen Bau der Chinesischen Sprache“ (1826), zit. nach Wilhelm von Humboldt, *Über die Sprache*. Ausgewählte Schriften. dtv 1985.
- 6 AUS HERTA MÜLLER, „In jeder Sprache sitzen andere Augen“, in *Der König verneigt sich und tötet*. München 2003: Hanser. S. 18f.
- 7 WILHELM VON HUMBOLDT, „Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ (1820), zit. nach Wilhelm von Humboldt, *Über die Sprache*. Ausgewählte Schriften. dtv 1985.
- 8 ROBERT MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg 1968. S. 111.
- 9 *Saa lang og omstændelig er altsaa videnskaben. Jeg stirrede henover uveisomme bedestrækninger af tysk docentprosa; jeg prøvede at skræmme op et verbum, som havde sit rede allernederst på næste side under et buskads af visne og langstrantede bisætninger; jeg stred tappert frem til et ensomt høitbeliggende aarstal, der stod stramt og preussisk i ødet som en kilometerpæl af justeret paalidelighed. – Saa besværlig og tornefuld er altsaa videnskaben.*
Zitiert nach *Epistler*. Kopenhagen 1948. S. 53.
- 10 WOLFGANG HILDESHEIMER, *Mitteilungen an Max. Über den Stand der Dinge und anderes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983. S. 7.
- 11 AUS ALBRECHT FÖLSING, *Albert Einstein. Eine Biographie*. Frankfurt a.M. 1993.

Dudenbeiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils
Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung
von Matthias Wermke
Heft 57

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG,
Mannheim 2004

Gestaltung: Margit Galli

Herstellung: Monika Schoch

Druck & Bindearbeit: Progressdruck GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-70494-2